

ZEUGENSCHRIFTUM

Name:	ZS Nr.	Bd	Vermerk:
PAESCHKE, Carl	2078		
katalogisiert Seite: 1-23	Personen: Paeschke, Carl Pech, Wilhelm Bihmann, Wilhelm Valentini, Hans Adlv, Friedrich Schulzank, Bruno		
Sachkatalog: 24-30			
Ensign. II - 1. 12 (b)			
" III - 3. (b)			
" III - 4			
" IV - 1. SA 1			
" IV - 2. Schweiz			
katalogisiert Seite:	Personen:		
Sachkatalog:			
" II Carstenbrun			
" III Silesien			
katalogisiert Seite:	Personen:		
Sachkatalog:			
katalogisiert Seite:	Personen:		
Sachkatalog:			

Interview mit Herrn Carl Paeschke, Ascona, am 31.3.1971

Fassung I wurde von C. Paeschke redigiert. Fassung II
ist die Originalniederschrift des Tonband-Interviews

Fassung I: Bl. 1 - 13

" II: Bl. 14 - 23

Interview mit Herrn Carl Paeschke, Ascona, am 31.3.1971

Aufgrund meiner publizistischen Tätigkeit gegen den entarteten deutschen Nationalismus und am Ende gegen den Nationalsozialismus, zuletzt als Alleinredakteur der SPD-Zeitung "Der Proletarier aus dem Eulengebirge" - Langenbielau - sah ich mich nach der sogenannten Machtergreifung Hitlers gezwungen, in die Illegalität zu gehen. Während meines letzten Aufenthaltes in Berlin wurde ich durch die damalige Studentin Käte Schaeffer - es wird von ihr später noch ausführlicher gesprochen werden müssen - und durch Dr. Eugen Schwarz mit Frau Professor Paula Hertwig¹ vom Institut für Vererbungsforschung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Berlin, bekanntgemacht. Frau Professor Hertwig riet mir, mich bei Dr. Schwarz einzuquartieren.² Leider wurde ich in der Stadt und anscheinend auch im Hause, in dem ich lebte, erkannt. Ich bin damals halt zu bekannt gewesen. Die Parteiorganisation wollte mir nicht helfen³.

Die Hilfe kam von Freunden. Ich war mit Käte Schaeffer bekannt, Tochter des Generaldirektors Karl Schaeffer vom Goeddecke-Konzern. Sch. war ursprünglich Apotheker in Schlesien. Ich glaube in Hirschberg. Er war der Erfinder des bekannten Gelonida anti-neuralligica und wurde immens reich. Es war am Nachmittag des 20. März 1933, als ich von meiner letzten Unterredung mit dem Parteivorstand zu meinen Gastgebern kam. Käte Schaeffer war der Ansicht, daß ich Deutschland verlassen solle. Sie sagte: "Ein toter oder gefangener Carl Paeschke kann uns nichts mehr nützen; und hier kann er auch nichts mehr ausrichten."

- 1) Gestern schrieb mir meine Schwester, daß ihr der Name der Professorin eingefallen ist - Paula Hertwig."Aus Brief C. Paeschke an Dr. Röder v. 16.6.1971
- 2) Weder meine Schwester, bei der ich angefragt habe, noch ich vermögen die Straße im Berliner Westen zu nennen, in der Dr. Schwarz damals lebte. Jedenfalls hieß seine Frau Gertrud und war eine geborene Bergau. Meine Schwester schreibt dazu: "Eugen hatte - wie er mir bei unserem unerwarteten Wiedersehen 1945 sagte - noch allerlei Sachen von Dir mit PV der SPD usw." Soviel ich weiß, ist Dr. Schwarz etwa 1947 als Studienrat nach Hamburg verzogen.
- 3) Geschildert in "Schlesische Tage", Fassung 1945. Ich habe nur noch diese im Besitz.

Wir hatten schon über das Emigrieren gesprochen. Ich wollte keineswegs in ein Land gehen, das mit Deutschland in einen Krieg verwickelt werden konnte. Neutral blieben für mich einfach Schweden und die Schweiz, wobei ich die Schweiz vorzog, weil sich in Zürich der Sitz der II. Internationale befand. Ich hatte übertriebene Vorstellungen von deren Aktivität. Aber die triste Wirklichkeit mußte ich erst kennenlernen. Die Schweiz blieb auch deshalb als einziger Ausweg, weil die Fähre nach Trälleborg bereits kontrolliert wurde. Durch ihre Schwester Margot wußte Käte Schäffer, daß bei Kufstein die österreichische Grenze noch offen war. Da ich steckbrieflich gesucht wurde, war dieser Weg am wenigsten riskant. Durch Käte Schäffer, durch andere Hilfe und aus eigenem Verdienst hatte ich gerade ausreichend Geld, um in die Schweiz zu fahren. Am 20. März abends löste ich, begleitet von Dr. Schwarz, eine Fahrkarte und reiste gen München. Ich hatte eine Aktentasche und einen kleinen Koffer, der mit Zetteln von Luxushotels der Welt beklebt war. Einen Paß besaß ich auch. Er war ein Gefälligkeitsgeschenk des Bürgermeisters Teschner - Demokrat - von Langenbielau. Er hatte ihn mir 1930 ausgestellt für den Fall, daß ich verschwinden müßte. Die Personalien stimmten, aber er war nicht registriert. Zwischen 11 und 12 Uhr mittags, am 21. März 1933, dem "Tag von Potsdam", war ich an der Grenze in Kufstein. Um diese Zeit mußten SA und SS strammstehen. So wurde ich nicht viel beachtet. In Österreich konnte ich dann das verabredete Telegramm aufgeben: "Reise weiter. Margot."

In Innsbruck stieg ich aus und tauschte die Fahrkarte für das Ziel Zürich um. In Österreich war ich entsetzt über die Armut; die Schaffner trugen geflickte Uniformen. In Bregenz mußte ich übernachten. Im Hotel war ich der einzige Gast. Gegen 8 Uhr abends stellte der Wirt das Radio an, Goebbels brüllte den Tag von Potsdam in die Welt. Ja, und da habe ich das einzige Mal in meinem Leben gesehen, wie ein Mensch vor einem Radio strammstand, den rechten Arm zum "Deutschen Gruß" erhob.

Am nächsten Tag, es war Mittwoch, der 22. März 1933, fuhr ich bei St. Margarethen über die Grenze in die Schweiz. Da war ich mit einem Mal in einer anderen Welt. Dort herrschten Ruhe und Ordnung, und ich hatte das Gefühl: diese Leute sprechen meine Sprache. Dieses Gefühl hatte ich zuletzt in Deutschland nicht mehr gehabt.

In Zürich fragte ich mich zur Ottikerstraße 24 durch. Dort war der Sitz der II. Internationale. In dem Villengrundstück wohnten die alte Frau Adler und der Graphologe und Psychologe Dr. Pulver, den ich später kennenlernte. In einem Stockwerk war die Internationale untergebracht. Ein Mädchen mit blonden Haaren namens Aisikowitsch öffnete mir. Es war die Tochter eines im Kampf gegen die Bolschewiki gefallenen russischen Gardeoffiziers, das mit seiner Mutter am Waltersteig in Zürich lebte. Als die Internationale infolge der Verrätereien des Adank nach Brüssel verlegt werden mußte, ging sie nicht mit. Ich sah sie noch einige Male in der Stadt. Irgendwann, vielleicht vor zehn Jahren, begegnete mir eine gealterte, abgearbeitete, einfach wirkende Frau, die ehemalige hübsche Aisikowitsch. Sie hatte einen Schweizer geheiratet, und es war ihr offensichtlich alles schiefgegangen.

Zuerst empfing mich Katia Adler, und dann kam der berühmte Dr. Friedrich Adler, ein gütig lächelnder Mann. Als ich ihn sah, dachte ich mir: "Als der den Grafen Stürkgh erschossen hat, da hat er bestimmt Filzlatschen angehabt!" Eben ein gütiger, milder Mann, dem man einen Mord nicht zutrauen konnte. Frau Adler machte einen viel resoluteren Eindruck. Sie begrüßte mich freudestrahlend, und zum ersten Male merkte ich, daß ich bekannt war. Adlers boten mir ihre Hilfe an: Ob ich Geld hätte? Ich besaß noch fünfundsiebzig Franken. Aber ich stellte mir vor, daß ich ja verdienen könnte. Adlers lachten mich aus und erklärten mir, das ginge hier wohl nicht. Sie rieten mir, mich zuerst einmal bei der Partei zu melden. Käte Schäffer hatte mir eine Adresse gegeben: Das Christliche Hospiz "Augustinerhof". Auf die Dauer wollte ich aber nicht in der Stadt wohnen. Es war mir klar, daß die Nazis interessiert waren zu wissen, wo ich lebte. Deshalb wollte ich in einem Haus wohnen, von dem aus ich die Straße überblicken konnte, und auf der kein großer Verkehr war; am besten also am Stadtrand. Friedrich Adler beauftragte den Genossen Adank, etwas Passendes für mich ausfindig zu machen. Und das geschah. Adank vermittelte mir ein Zimmer im Restaurant "Waldgarten" in der Krähbühlstraße, bei einem älteren Ehepaar namens Weber. Auf diese Weise landete ich im Kreis 7, nahe meiner heutigen Zürcher Wohnung. Insgesamt blieb ich wohl vier Wochen bei den Webers.

Nach etwa 14 Tagen erschien ein Detektiv und bat mich zur Ein-

vernahme in die kantonale Fremdenpolizei. Er war äußerst beeindruckt von meinen Erlebnissen. Ja, er weinte. Am Schluß sagte er mir, daß ich wahrscheinlich das Asylrecht als politischer Flüchtling bekommen würde. Ich sollte mich aber nicht mehr als etwa 75 km an die deutsche Grenze heranwagen. Die Deutschen hätten schon nach mir gefragt und würden wahrscheinlich meine Auslieferung verlangen, weil ich an so und so vielen Morden an SA- und SS-Leuten beteiligt gewesen sei. Das Märchen kannte ich schon. Das hatte Herr Heines in Schweidnitz in die Welt hinausgebrüllt. Arbeiten, so sagte er mir, dürfe ich nicht.

Ein paar Tage später erschien während des Abendessens ein junger Mann im "Waldgarten", der mir bekannt vorkam. Es war eine merkwürdige Stimmung. Der Wirt paßte sehr auf, obwohl ich ihm verschwiegen hatte, wer ich war. Der Jüngling war recht unsicher und verschwand wieder. Bald darauf erzählte mir Herr Weber, daß der junge Mann in der Dämmerstunde wieder im Hause und in der Wirtsstube gewesen sei, sich umgesehen habe und hinausgerannt sei. Leider habe er, Weber, seinen Schäferhund im Büro gehabt, so daß er den Mann nicht stellen konnte. Ich nehme an, daß der Mann ein Abiturient aus Reichenbach war. Jedenfalls war das der Erste, den sie nach mir ausgeschickt hatten. Vielleicht hatte ihnen Adank meine Adresse gegeben; denn dieser Adank, ein schweizer Bürger, stand, wie sich später herausstellte, in deutschen Diensten und hat viel Schaden angerichtet.

Erstaunt war ich, von Frau Dr. Weilenmann schon zwei Tage nach meiner Ankunft in Zürich zum "Schwarzen Kaffee" eingeladen zu werden. Dr. Weilenmann war Direktor der Zürcher Volkshochschule. Seine Frau war gebürtige Deutsche. Sie erklärte mir, daß eine Einladung zum "Schwarzen Kaffee" eine besondere Ehre bedeute. Zum Nachmittagstee blieb ich allerdings nicht. Ich sollte noch nicht mit den hierzu Eingeladenen zusammenkommen.

Außerdem meldete sich bei mir in den ersten Tagen Dr. Emil Walter, der mich sogleich mit Dr. Emil Oprecht zusammenbrachte. Dr. Walter, SPS, war Gemeinderat. Er brachte es bis zum Professor an der Gewerbeschule Zürich. Dr. Emil Oprecht hatte damals gerade mit dem Verlag angefangen.

Sehr bald lernte ich Monique Heim, Professor Albert und Arnold Bernoulli, Direktor der Graphischen Sammlung der Eidgenössischen Technischen Hochschule kennen. Durch diese Familien war ich in die Haute volée Zürichs aufgenommen. Bei Bernoullis kam ich mit

Heim und durch diese bekannte Geologenfamilie
Professor

C.G. Jung zusammen. Was ich damals nicht wußte, ^{war} daß Jung mit den Nationalsozialisten liebäugelte; auch nicht, daß er den Vorsitz im Psychologenverband anstelle von Professor Kretschmer übernahm, der mit den Nazis nicht paktieren wollte. Eines Tages bat mich der Oberarzt Jungs, für die Zeitschrift für Psychologie das Namens- und Sachregister zu machen. Das tat ich auch, natürlich umsonst. Trotzdem bekam ich deswegen Ärger mit der Fremdenpolizei, weil ich einem Schweizer Arbeit weggenommen hätte. Jung wollte mich damals zum Psychiater ausbilden. Ich hätte das auch werden können, weil ich durch den Buddhismus ausreichende Kenntnis von der menschlichen Psyche besaß. Der reine Buddhismus vermittelt meines Erachtens ein brauchbares Instrumentarium zur Analyse der menschlichen Psyche.

Während dies alles und vieles mehr sich in Zürich entwickelte, wurden meine Mutter und meine Schwester in Deutschland als Geiseln in Haft genommen. Über eine Verwandte, die bei dem Grafen Brockdorff-Ahlefeld als ehemalige Erzieherin lebte, gelang es, die beiden Frauen freizubekommen. Meine Tante, hatte sich an den ihr persönlich bekannten Reichspräsidenten Hindenburg gewandt, und mein Vetter, Superintendent Carl Paeschke, erhielt die Vollmacht, die Entlassung zu erwirken. Meine Mutter kam im Herbst 1933 zu mir in die Schweiz. In den deutschen Zeitungen wurde danach noch gegen sie tüchtig polemisiert.

Dr. Hans Oprecht, damals Präsident der schweizerischen Sozialdemokratie, hatte mir zugesichert, daß meine Mutter von der Partei unterstützt würde. Als sie da war, hielt er sein Versprechen nicht.

Ich habe während der Emigration schwarz Artikel geschrieben, bin aber oft nicht dafür bezahlt worden. Dagegen wehren konnte ich mich nicht. Die jüdischen Studenten deutscher Herkunft haben jeden Monat für mich gesammelt. Mit diesem Geld konnte ich meine schwerkranke Mutter, die die Mißhandlungen der Nazis nicht überwinden konnte, durchgebracht. Ich bekam zu dieser Zeit eine Unterstützung durch die Sozialdemokratie.

Im Spätsommer 1938 lernte ich meine zukünftige Frau kennen; sie war eine österreichische Emigrantin. Dadurch, daß ich erklärte, sie sei meine Verlobte, rettete ich sie vor dem Nach-Frankreich-~~reisens~~ ^{Abgeschobenwerden}. Das hätte in Wahrheit ihren Tod bedeutet; denn ich wußte, daß die französische Armee sich in einem solch schlechten Zustand befand, daß sie einem deutschen

Angriff nicht gewachsen war. Im Sommer 1939 gingen wir beide zur kantonalen Fremdenpolizei, um die Heiratsgenehmigung zu erhalten; damals war auch schon meine Frau staatenlos. Daß dies so schnell erfolgt war, war eine an sich bequeme Manipulation unsererseits. Die schweizerischen Behörden verlangten von den Österreichern in der Schweiz, daß sie sich vom deutschen Konsulat einen deutschen Paß zu besorgen hätten. Man war hierzulande behördlicherseits überhaupt sehr bemüht, den Diktatoren südlich und nördlich der Schweiz so gefällig wie möglich zu sein. Auch meine zukünftige Frau wurde dazu gezwungen. Nach einiger Zeit erhielt sie eine schriftliche Aufforderung des Konsulats, sich den Paß abzuholen. Das Schreiben war adressiert an Fräulein Sarah Elisabeth Schulz, denn sie war Halbjüdin. Elisabeth Schulz verlangte eine richtig adressierte Benachrichtigung. Sie habe bereits zwei jüdische Vornamen. Von Sarah wäre ihr nichts bekannt. Daraufhin wurde sie prompt ausgebürgert.

Nun, wir erhielten die Heiratserlaubnis nicht; die kam erst 1945! Der Grund? Die Leiterin der Zentralstelle für Flüchtlingshilfe sagte mir etwa ein Jahr nach unserem ersten Gesuch: "Sehen Sie, Herr Paeschke, Sie sind ein deutscher Politiker. Wir können einfach nicht zulassen, daß Sie eine Jüdin heiraten." So war das damals. Viel früher hatte ich in Gesprächen bei Bernoullis ähnliches an Unkenntnis der deutschen Verhältnisse hören müssen. So etwa: "Daß Sie und Ihre Mutter fliehen mußten, ist bedauerlich. Aber, wo gehobelt wird, da fallen Späne. Heute fahren in Deutschland die Züge wieder pünktlich, und auch die Gemeindefinanzen sind wieder in Ordnung." Als ob das vor 1933 nicht auch der Fall gewesen wäre! Aber damals waren diese Leute auch der Suggestion des Nationalsozialismus erlegen.

Ich habe erlebt, daß man in Straßburg kein Französisch sprechen wollte. Die Elsässer fühlten sich nicht als Franzosen. Allerdings habe ich auch festgestellt, daß sie nicht zu Deutschland gehören wollten. Sie wollten wohl eine zweite Schweiz sein. Ich bin in der Schweiz von Anfang an politisch tätig gewesen; das zeigen ja die vorliegenden Akten. Ich arbeitete größtenteils publizistisch. Ich legte Wert darauf, den Kontakt mit Deutschland nicht zu verlieren. Anfänglich habe ich alle deutschen Zeitungen gelesen, die für mich erreichbar waren. Außerdem erhielt ich auch Zeitungen direkt aus Deutschland. Unter dem Titel "Alltag im Dritten Reich" ließ ich Auszüge aus Zeitungen nach

Deutschland schmuggeln. Meist wurden diese Auszüge als Klopapierrollen in Zugaborten über die Grenze gebracht. Wohin sie in Deutschland gebracht wurden, wußte ich nicht; ich wurde aber benachrichtigt, daß sie angekommen und vervielfältigt worden seien.- Das lief nicht über einen sozialdemokratischen Apparat. Die Sozialdemokraten waren damals nicht fähig, illegal wirklich tätig zu werden; sie waren zu sehr enttäuscht und geschlagen. Tätig waren die Kommunisten; aber sie waren naziverseucht. Dafür ein Beispiel: Hans Valentin, ein an der ETH studierender jüdischer Emigrant, Sohn eines Berliner Arztes, sagte mir eines Tages, er habe einen illegalen Kommunisten in seinem Bekanntenkreis, der Mitglied des ZK sei und mit mir Kontakt aufnehmen wolle. Ich lehnte ab. Valentin drängte wiederholt, weil es sich um die Verwirklichung der Einheitsfront handele. Ich lehnte wiederum ab, weil das damals zur Taktik der Kommunisten gehörte, die SPD kommunistisch zu machen. Da die Sozialdemokratie nach dem Ausscheiden Bebels in der großen Politik mehr und mehr illusionistisch wurde - siehe die stur verfolgte Idee einer Koalition mit der NSDAP - ist es durchaus möglich, daß sie glaubten, die Kommunisten wären bereit, einen fairen Partner zu spielen. Manches erinnert mich heute bei den Erklärungen Brandts peinlich an dieses Einst.

Nach immer dringlicher werdenden Vorstellungen unterhielt ich mich mit Friedrich Adler über die Sache. Es war erstaunlich, wie interessiert er war. Während sonst seine Formel lautete: "Bitte, darüber können wir uns jetzt nicht unterhalten, darüber müssen wir eine Konferenz abhalten", und entschuldigend hinzufügte, "Sie überschätzen meine Befugnisse, ich bin nur der Sekretär", war er diesmal sofort bereit, auf etwaige Kontakte einzugehen. Wir einigten uns auf die Formel, daß die Komintern erst eine öffentliche und bindende Erklärung abgeben müsse: Die internationale Arbeiterbewegung dürfe und könne nicht ein Mittel der russischen Außenpolitik sein. Daraus entstand das Memorandum: Die Wirkung einer Vereinigung der II. und III. Internationale auf Deutschland. Wir wußten, daß sich Wilhelm Pieck illegal in der Schweiz aufhielt. Wilhelm Dittmann und Wilhelm Pieck kannten sich natürlich gut. Um sicher zu sein, daß der angebliche Beauftragte wirklich Mitglied des ZK und Pieck bekannt sei, forderten wir, daß Wilhelm Pieck Dittmann besuchen solle, was auch geschah. Über die Zusammenkunft der beiden sollten entweder im Archiv der Internationale oder aber

im Archiv der SPD - Dittmann hat 1951 sein gesamtes Material dem SPD-Archiv übergeben - Aufzeichnungen zu finden sein. Dittmann hat seinerzeit darüber einen Bericht geschrieben. Vielleicht hat auch Pieck einen abgegeben.

Der Kommunist kam. Er sagte mir, daß er oft nicht mehr wisse, wo er unter welchem Namen liefe. Ich nannte ihn Markus. Das war das "Gesellschaftsspiel" der Kommunisten. Wenig später teilte er mir mit, er werde durch einen anderen Agenten abgelöst. Das kam mir komisch vor, denn so viel wußte ich, obwohl ich mich in illegaler Arbeit nicht auskannte, daß es nicht üblich ist, Unterhändler zu wechseln. Um diese Zeit kamen die mit meinem Schutz betrauten Polizeibeamten. Das war das berühmte Büro H.F. (Hüni-Frei, die politische Abteilung der Stadtpolizei im Rahmen der Bundespolizei). Sie teilten mir mit, daß ich in Gefahr sei und fragten mich, mit wem ich außerhalb meines Kreises zusammengekommen sei. Ich leugnete, mich mit jemand Neuem getroffen zu haben. Ich wurde gewarnt. Die Beamten sagten mir, daß sie seit sechs Wochen meinetwegen verstärkten Dienst hätten, weil schon einmal "etwas losgewesen" sei; sie hätten aber den Kerl nicht erwischt. Auf meine Fragen sagten sie mir: "Was genau geplant ist, wissen wir auch nicht, aber wir haben bei einem Mann, der Nationalsozialist ist, ein Taschenbuch gefunden, in dem wir Ihre Adresse fanden." Hinter meinem Namen sei ein Zeichen gewesen. Es sei wohl so, daß man sich meiner bemächtigen wolle. Der eine Beamte hieß Stier. Ich hatte zu tun mit: Albert Frei, Polizeikommissar, Franz Stier, Detektivwachtmeister. Die ganze Geschichte spielte sich etwa Januar/Februar 1935 ab, keinesfalls später. Ich beriet mich mit meinen Freunden. Wir waren alle der Meinung, daß wir der Polizei vorläufig nichts sagen sollten. Ich traute ihr noch nicht so recht.

Irgendwann danach traf ich eines Tages auf der Straße einen Dr. Schönlank, den Vetter des Dichters Bruno Schönlank, der als Ohrenarzt in Zürich tätig war. Er besaß angeblich noch einen deutschen Paß und hatte - falls erforderlich - auch das Eisernerne Kreuz angesteckt. Er fragte, ob ich ihm behilflich sein könne, für seinen Onkel in Genf - Rosenbaum oder so ähnlich - Reichsbahnaktien aus Deutschland herauszubekommen. Ich antwortete, daß ich dies nicht könne. Schließlich versprach ich ihm - er war bei aller nationalen Überspanntheit ein anständiger Mann - demjenigen, der mir als dafür geeignet über den Weg laufen

würde, mit seiner Erlaubnis seine Adresse anzugeben. Er könne dann mit diesen Leuten ausmachen, was er wolle. Der Zufall wollte, daß ich wenig später mit einem schweizer Ehepaar zusammenkam, das seine kleine Fabrik in Pommern aufgeben wollte und dabei war, seine Besitz zu liquidieren. Ich setzte Dr. Schönlink hiervon in Kenntnis. Er wollte, daß ich bei den kommenden Verhandlungen zugegen sein sollte. Sie fanden in seiner Praxis statt. Dort wartete neben dem Doktor ein Herr auf uns, der einen dunklen Vollbart trug. Bei der Vorstellung verstand ich seinen Namen nicht richtig. Ich hielt ihn zunächst für den Onkel Schönlinks. Während der Doktor sich mit dem schweizer Herrn unterhielt, sagte der Bärtige, er heiße Stein-Claudi. Danach wandte er sich an mich mit den Worten: "Ja, Herr Paeschke, Sie sind sehr interessant. Stellen Sie sich vor, ich telefoniere fast jede Nacht mit Richter-Gruppenführer in München - ihretwegen." Ich fragte nach dem Warum. Stein-Claudi lächelte: "Wissen Sie, er sagt: Der Kopf, der Kopf, der ist gefährlich!" Das war für mich das Zeichen, mich mit der Polizei zu verständigen. Stein-Claudi bot mir bei der Verabschiedung noch an, für mich Artikel - ich durfte ja nicht arbeiten - in der Tagespresse unterzubringen.

Von dieser Zusammenkunft ging ich direkt zum Büro H.F. und fragte Frei, ob man dort einen gewissen Stein-Claudi kenne. "Hat der sich an Sie herangemacht?" kam es zurück. Ich erfuhr, daß dieser Mann, ein Schweizer, verheiratet mit der Tochter des letzten kaiserlichen Statthalters von Böhmen Ritter von Claudi, offenbar in ärmlichen Verhältnissen lebte und sich von deutscher Seite als Spitzel aushalten ließ. Der Mann wolle mich nicht den Deutschen ausliefern, sondern mich warnen. Ihm gehe es nicht um effektive Dienste, sondern nur um das Geld der Deutschen. Die Polizei vermutete allerdings, daß nicht nur Stein-Claudi auf mich angesetzt worden sei. Die nächtlichen Telefonate mit München wurden von der Polizei abgehört. Das stimmte also.

Wenig später kam Markus mit dem angekündigten anderen Unterhändler. Wir gingen miteinander fort. Der eine Spitzel rechts, der andere links und ich in der Mitte, immer einen Schritt zurück. So konnte ich sehen, wie sie sich im Laufe des Gesprächs - sie wollten meine Verbindungen nach Deutschland erfahren - Blicke zuwarfen. Ich log ihnen irgendetwas vor. Beim Abschied

erklärte mir der Nachfolge-Unterhändler, daß er bei seinem nächsten Besuch ein Bärtchen tragen werde. Ich betonte noch einmal, daß ich an weiteren Unterhandlungen gar nicht interessiert sei, solange nicht die Komintern ihre Erklärung abgegeben habe. Ich deutete an, daß die beiden mir für so weitreichende Verhandlungen doch nicht wichtig genug erschienen. Das lehnte der Neue ab und fügte hinzu, wir könnten uns das nächste Mal ja auch im Wald treffen; er fügte hinzu: "Ja, natürlich, warum nicht im Wald? Da singen die Vögelein, die Blumen blühen und denn kriegste keinen kalten Arsch mehr!" Die Formel kannte ich von den Fememördern, das wußte der Idiot natürlich nicht.

Nun - nach dieser Begegnung - erzählte ich die Geschichte Frei und Stier. Wir haben darauf ein Abkommen geschlossen. Ich sollte der Polizei jede Person melden, die neu bei mir auftauchte, und zwar mit Namen und allem sonstigen, was ich wußte. Sie verpflichtete sich, bei illegalen Emigranten so zu tun, als wüßte sie nicht, daß diese Leute sich illegal in der Schweiz aufhielten. Das heißt: ihnen nichts zu tun. Sie hat sich strikt nach dieser Abmachung gerichtet. Es ist nie etwas vorgekommen. Ich selbst war damit abgesichert.

Für die Nacht meines Treffs mit dem angeblichen Kommunisten wurden meine Mutter und meine Schwester - meine Schwester war gerade zu Besuch bei uns - bei Bekannten einquartiert. Ich blieb in unserem Wohnraum, der im Souterrain lag, also sehr leicht zugänglich war. Stier hat den Mann gefaßt, obwohl dieser die Flucht ergriff, als er den Detektiv sah. Das war am 23. Mai 1935.

Für alle diese Dinge gibt es eine noch lebende Zeugin, mit der ich heute noch in Verbindung stehe: Frau Käthe Erlanger, die damals Galland hieß. Sie gehörte als junge Frau eines gerade mit seinen technischen Studien fertig gewordenen Dipl. Ing., Heinz Galland, der aus einer Berliner jüdischen Familie stammte, zu meinem Kreis. Gallands wanderten in der Folge nach Palästina aus. Heinz Galland starb in Tel Aviv. Ich riet der Witwe, sie war sogenannte Arierin, mit ihrem Sohn nach Deutschland zurückzukehren. Dort heiratete sie den in Südwestdeutschland nicht unbekanntem, nach 1945 aus der Emigration nach Ulm und Stuttgart zurückgekehrten Dr. jur. Carl Erlanger, der inzwischen auch verstorben ist. Sie selbst lebt heute sechsfünfzig-jährig in Stuttgart.

Es war am 4. oder 5. September 1935, als ich bei einem Gang in die Stadt Stein-Claudi begegnete. Er sprach mich an: "Ich wollte schon bei Ihnen vorbeikommen oder Sie anrufen." Er erzählte mir von einem Herrn Müssig, einem Bayern mit Blutorden, der sich angeblich mit Hitler überworfen hatte und für Göring angeblich Geld in die Schweiz bringen wollte. Ihm dabei behilflich zu sein, lehnte ich rundweg ab. Aus einer gewissen Abenteuerlust und Neugier, was die jetzt wieder mit mir vorhatten, erklärte ich mich zu einem Treff mit Stein bereit. Wir wollten uns im Zeughauskeller in Zürich treffen. Ich unterrichtete meinen Freund, Theo Hannes, von meinem Vorhaben. Ich beauftragte ihn, das Büro H.F. davon zu unterrichten und gleichzeitig Frau Galland einzuschalten. Käthe Galland erschien im Zeughauskeller als Beobachterin meiner Zusammenkunft mit Stein-Claudi. Ich verabredete dort ein Rendezvous mit diesem und Herrn Müssig im Old India, einem neueröffneten Café am Bahnhofplatz um fünf Uhr des gleichen Tages. Von mir aus war alles richtig organisiert. Theo Hannes sollte das Büro H.F. über Zeit und Ort unterrichten und selber fünf Minuten vor fünf vor dem Café sein.

Als ich dort erschien, war wohl Stein-Claudi, aber Hannes nicht da. Stein erklärte mir, im Café sei alles besetzt. Das wiederholte er auch, als dieser Müssig erschien - mit Auto selbstverständlich und einem Hitlerbärtchen. Ich erklärte, ich wolle mir das Café ansehen. Es war ziemlich leer. Die beiden glaubten nun wahrscheinlich, ich hätte meine Leute benachrichtigt. Den beiden gegenüber fand ich auch, daß das Café besetzt sei. Ich schlug als anderes Lokal die sogenannte Kuchliwirtschaft im Bahnhof vor in der Annahme, daß sie dann das Restaurant erster Klasse vorschlagen würden. Das geschah auch prompt. Sie luden mich ein, doch an einem roten großen Wagen vorbeizugehen. Dessen Türen standen offen und drumherum einige junge Leute. Ich hütete mich, an diesem verdächtigen Auto vorbeizugehen. Im Lokal hängte ich meinen Mantel so, daß ich beinahe das ganze Lokal durchqueren mußte. Ich beobachtete, daß die beiden Herren sehr unsicher waren. Zur Devisenfrage des Herrn Göring erklärte ich, daß ich nicht helfen könne. Daraufhin gingen wir. Draußen am Hauptbahnhofausgang sah ich auf der anderen Seite beim Old India einen großen weißen Wagen mit schlesischer Nummer. Das gab es in der damaligen Zeit in Zürich nie. Ich verabschiedete mich und machte, daß ich heimkam. Inzwischen hatte mich Käthe

Galland gesucht. Nun ging ich sie eben suchen und traf sie nahe meiner Wohnung. Sie lief mit mir zu einer nahen Telefonzelle und rief Frei an, um ihm zu sagen, daß mir nichts passiert sei. Ich riet, vor allem den schlesischen Wagen zu suchen. Im Büro H.F. erfuhr ich, daß Hannes H.F. nicht benachrichtigt hatte. Als er mich nicht fand - er war zu spät gekommen - sei er heulend im Büro erschienen. Bei Frau Gallands Erscheinen war gerade der Befehl erteilt worden, die Grenze zu sperren. Ich selber sagte: "Wenn Ihr dagewesen wäret, wäre ich in den Wagen gestiegen, schon damit wir das Pack gekriegt hätten." Den weißen Wagen erwischten sie nicht. Zumindest war dies der letzte Versuch, mich zu kidnappen. Später erfuhr ich, daß sich der Gauleiter von Schlesien persönlich um mich bemüht hatte.

Meine "Gruppe" war eigentlich keine Gruppe. Sie war sehr weit verzweigt, ohne parteipolitisch gebunden zu sein. Auswärtiges Amt, Wehrmacht, Wirtschaftsministerium und noch viele Leute, die ich überhaupt nicht kenne, waren an der Nachrichtenübermittlung und ähnlichem beteiligt. Der Kreis war auch nicht festgefügt, die Beteiligten wechselten. Als sich allerdings die Sekretärin von Goebbels darum bemühte, mit meiner Schwester Kontakt zu bekommen, angeblich um mitzuarbeiten, wußte ich, daß irgendwo ein Loch sein mußte. Ich riet meiner Schwester damals, sich dumm zu stellen.

Meine Schwester hatte sowieso Schwierigkeiten, sich in Deutschland über Wasser zu halten. Sie hatte 1933 einen Ausweis bekommen, den sie bei einer Stellensuche vorzeigen mußte. In dem Ausweis stand, daß sie eine Staatsfeindin sei. Sie wechselte daher öfters die Stelle. Eines Tages bekam sie ein Telegramm vom Reichsverband Deutscher Zeitungsverleger, mit der Aufforderung, sich vorzustellen. Man wollte sie dort trotz ihres gefährlichen Ausweises. Wir haben immer damit gerechnet, daß eines Tages irgendjemand erscheinen würde, um von uns für diese Gefälligkeit eine Gegenleistung zu erhalten. Es meldete sich aber niemand. Übrigens erging es der Tochter des ehemaligen Reichsarbeitsministers Wissel genauso. Sie war im Wirtschaftsministerium angestellt.

Meine Schwester hatte die katholische Presse auf antinazistische Propaganda hin durchzugehen. So konnte sie immer dann, wenn wirklich Meldenswertes vorlag, die Leute warnen, zum Teil persönlich. Vom Propagandaministerium wurden überaus raffinierte Versuche unternommen, bekannte ausländische Verlage in die

Hand zu bekommen, wobei zum Teil die Devisengesetzgebung diesen Versuchen angepaßt wurde. Es wäre interessant zu erfahren, ob Schacht dabei unter Zwang gehandelt oder einfach aus reinem Nichtwissen mitgemacht hat. So wurde verhindert, daß in Zürich z.B. der Orell-Füssli-Verlag und der Rascher-Verlag in deutsche Hände kam. Diese Verlage ließen sich alles in Deutschland drucken. Ich erinnere mich, daß damals Brown, Boveri & Co. für Rascher eingesprungen ist.

Das Büro H.F. hat mit Hausmann nichts zu tun. Hüni und Frei waren damals Polizeiwachtmeister. Hausmann war eine mehr private Organisation in St. Gallen. Mit ihr hatte ich nichts zu tun. Das Büro H.F. ist aus der Zürcher Stadtpolizei zur Überwachung der Emigranten entstanden und wurde der Bundespolizei unterstellt. Frei lebt noch siebenundsiebzigjährig in der Schweiz.

Zu den Akten, in denen mein Name erwähnt ist: Ich habe nie bei der "Deutschen Freiheit" publizistisch mitgearbeitet. Es kann sein, daß ein einziges Mal ein Artikel von mir erschienen ist. Es handelte sich dann um Gerhart Hauptmann. Dagegen habe ich Verbindung mit der SAI gehabt. Ich habe aber nicht bei Flugblattaktionen zum Aufbau einer illegalen SPD mitgewirkt. Ich halte nichts davon, daß man versucht, ein totalitäres Regime mit illegalen Organisationen zu unterwandern. Wichtiger fand ich, dem Deutschen Reich die Goldreserven abzunehmen durch Devisenschmuggel usw.; da habe ich auch mitberaten. Erst wenn die Leute im Land sich von selbst zusammenballen, kann eine vorbereitete Organisation von Nutzen sein.

Aufgenommen von Dr. Werner Röder im Rahmen der Dokumentation zur Emigration 1933-1945.

Interview mit Herrn Carl Paeschke in Ascona am 31.3.1971

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 4642/71	Best. 25 2078
Rep.	Kat. 16

Aufgrund meiner publizistischen Tätigkeit gegen den Nationalsozialismus, u.a. als Chefredakteur der SPD-Zeitung "Der Proletarier aus dem Eulengebirge", sah ich mich nach der Machtergreifung Hitlers gezwungen, in die Illegalität zu gehen. Ich tauchte zunächst bei einem Herrn Schwarz unter, dessen Vornamen ich heute nicht mehr weiß. Leider wurde ich dort sehr bald erkannt, so daß mich Herr Schwarz bat, woanders Unterschlupf zu suchen. Ich bin damals halt zu bekannt gewesen. Die Parteiorganisation wollte mir nicht helfen. Ich war damals mit Frau Käthe Schäffer bekannt, der Tochter des Direktors des Goedecke-Konzerns, der als Apotheker Gelonida antineuralgica erfunden hatte und dadurch immens reich geworden war; sie war der Ansicht, daß ich emigrieren sollte, da ich in Deutschland doch nichts mehr ausrichten könne. Durch ihre Schwester Margot wußte sie, daß bei Kufstein die schweizerische Grenze noch offen war. Für mich gab es sowieso nur zwei Länder, in die ich gegangen wäre, Schweden und die Schweiz, da die bei einem Krieg.- den ich kommen sah - neutral bleiben würden. Schweden ging nicht mehr, da die Fähre bereits kontrolliert wurde. Ich war ~~hinsichtlich~~ steckbrieflich gesucht. Durch Frau Schäffer, durch andere Hilfe und aus eigenem Verdienst hatte ich gerade ausreichend Geld, um in die Schweiz zu fahren. Ich löste eine Fahrkarte nach Meran. Ich fuhr am "Tag von Potsdam" los, denn da mußten SA und SS für den Führer strammstehen. Ich hatte nicht viel Gepäck und war unauffällig angezogen. Einen Paß besaß ich, eine Gefälligkeit des Bürgermeisters von Langenbielau. Er hatte ihn mir ausgestellt für den Fall, daß ich einmal verschwinden müßte, ihn aber offiziell nicht registriert. Zwischen elf und zwölf Uhr war ich an der Grenze, genau zu der Zeit als in Deutschland alles für den denkwürdigen Tag aufgeboten war. So wurde ich nicht viel beachtet. In Österreich konnte ich dann das verabredete Telegramm an Frau Schäffer aufgeben: "Reise weiter. Margot"

In Innsbruck bin ich ausgestiegen und habe mir eine Fahrkarte nach Zürich besorgt, weil ich angeblich mein Reiseziel geändert hatte. Entsetzt war ich in Österreich über die Armut.

In Bregenz mußte ich übernachten, weil der Zug nicht weiterfuhr. Im Hotel war ich der einzige Gast. Gegen acht Uhr stellte der Wirt das Radio an. Es wurde gerade ein Kommentar zum Tag von Potsdam durchgegeben. Da habe ich das erste und einzige Mal gesehen, daß ein Mensch vor einem Radio strammstand und den rechten Arm zum deutschen Gruß erhob.

Am nächsten Tag fuhr ich über die Grenze. In der Schweiz war ich auf einmal in einer anderen Welt. Dort herrschten Ruhe und Ordnung, und ich hatte das Gefühl, die Leute sprechen wenigstens dieselbe Sprache wie ich. In Zürich stieg ich aus und fragte mich durch zur Ottikerstraße 24, dem Sitz der SAI. In dem Villengrundstück wohnte die alte Frau Adler, der Graphologe und Psychologe Dr. Pulver, den ich später sehr genau kennenlernte. Dann kam ein Mädchen mit blonden Haaren, namens Misikowitsch, die Tochter einer russischen Emigrantin. Der Vater war als Gardeoffizier im Kampf gegen die bolschewiki gefallen. Ich lernte dort auch den berühmten Friedrich Adler kennen; und ich habe gedacht: Als der den Grafen Stürkgh erschossen hat, da hat er bestimmt Filzlatschen angehabt. Genauso sah er aus. Seine Frau Katia machte einen viel resoluteren Eindruck. Sie begrüßte mich freudestrahlend, und ich merkte zum ersten Mal, daß ich bekannt war. Adlers boten mir ihre Hilfe an: ob ich Geld hätte? Ich stellte mir vor, daß ich etwas verdienen könnte. Da lachten sie mich aus: Das ginge hier wohl nicht. Ich solle mich zunächst einmal bei der Partei melden. Dann: wo ich wohnte? Ich hatte von Frau Schäffer eine Adresse, das Christliche Hospiz. Ich wollte aber auf die Dauer nicht in der Stadt wohnen. Ich ahnte, daß man von seiten der Gestapo daran interessiert war, meinen hiesigen Wohnsitz ausfindig zu machen. Deshalb wollte ich in einem Haus wohnen, von dem aus ich die Straße überblicken konnte. Durch Herrn Adam fand ich dann das Haus in der Krähbühlstraße. Ich bewohnte dort ein Zimmer bei einem alten Hotelier namens Weber. Insgesamt blieb ich dort wohl vier Wochen. Aber schon nach vierzehn Tagen erschien ein Detektiv. Der bat mich zum Protokoll zur Fremdenpolizei. Er war äußerst beeindruckt von meinen Erläbnissen und sagte mir, daß ich wohl das Asylrecht als politischer

Flüchtling bekommen würde, aber ich sollte mich nicht auf mehr als 75 km an die deutsche Grenze heranwagen. Die Deutschen hätten schon nach mir gefragt und würden wahrscheinlich meine Auslieferung verlangen, weil ich ^{bei} ~~an~~ so und sovielen Morden an SA- und SS-Leuten beteiligt gewesen sei. Das hatte Herr Heines in Schweidnitz "ausgerufen", ich wußte das schon. Arbeiten durfte ich auch nicht. Ein paar Tage später erschien während des Abendessens ein junger Mann im Hotel, der mir sehr bekannt vorkam. Der Wirt passte sehr auf, obwohl ich ihm verschwiegen hatte, wer ich bin. Bald darauf erzählte mir Herr Weber, daß der junge Mann wieder hier gewesen, in die Stube gekommen, sich umgesehen/^{habe} und wieder hinausgerannt sei. Ich nahm an, daß der Mann ein Abiturient aus Reichenbach sei. Das war also der erste, den sie geschickt hatten, um meinen Wohnsitz auszuforschen. Vielleicht hatte ihnen Adam aber auch schon meine Adresse gegeben.

Seltsam mutete mich an, daß mich der Direktor der Zürcher Volkshochschule ~~mich~~ durch seine Frau bereits 48 Stunden nach meiner Ankunft zum "schwarzen Kaffee" einlud. Weilmanns waren, wie ich später erfuhr, gebürtige Deutsche. Zum schwarzen Kaffee eingeladen zu werden, bedeutet eine besondere Ehrung. Vor dem Nachmittagstee mußte ich allerdings wieder gehen, weil ich mit den dann Eingeladenen noch nicht zusammenkommen sollte. Außerdem meldete sich bei mir noch Emil Walter und Professor Bernoulli, der Direktor des Kunstkabinetts an der ETH, ein erstklassiger Wissenschaftler. Durch diese Leute kam ich mit der haute volée Zürichs zusammen. Ich lernte dort C.G. Jung, die ^{kennen} Heims, mit denen ich heute noch befreundet bin; was ich nicht wußte, war, daß Jung mit den Nationalsozialisten liebäugelte, auch nicht, daß er den Vorsitz im Psychologenverband anstelle von Kretschmer übernahm, der wegen der Nazis alles niedergelegt hatte. Eines Tages bat mich der Oberarzt für Jungs, für die Zeitschrift für Psychologie das Namens- und Sachregister zu machen. Ich habe das gemacht, aber deswegen Ärger mit der Fremdenpolizei bekommen, da ich damit einem Schweizer Arbeit weggenommen hätte. Ich machte es also umsonst. Jung wollte mich damals unbedingt für die Psychiatrie haben. Ich hätte es machen können, weil ich durch den Buddhismus ausreichend Kenntnis über die mensch-

liche Psyche besaß. Der reine Buddhismus ist m.E. eine brauchbare Analyse der menschlichen Seele und ihrer Bedürfnisse.

In Deutschland wurden inzwischen meine Mutter und meine Schwester als Geiseln in Haft genommen. Über eine Verwandte, die bei den Grafen Brockdorff-Rantzau als ehemalige Erzieherin lebte, ~~und~~ sich persönlich an Hindenburg wandte, erreichte ein Vetter gleichen Namens, Superintendent Carl Paeschke, die Freilassung der beiden. Meine Mutter kam dann zu mir in die Schweiz. In deutschen Zeitungen wurde noch gegen sie polemisiert. Hans Oprecht hatte mir damals zugesichert, daß meine Mutter von der schweizerischen Sozialdemokratie unterstützt würde, hielt aber sein Versprechen nicht. Ich habe schwarz Artikel geschrieben, bin aber auch oft nicht bezahlt worden dafür. Ich konnte mich dagegen nicht wehren. Die jüdischen Studenten deutscher Abstammung haben jeden Monat für mich gesammelt. Mit diesem Geld habe ich dann meine schwerkranke Mutter, die die Mißhandlungen der Gestapo nicht mehr verkraftet hatte, durchgebracht. Sie glaubte nicht, daß das Dritte Reich eine wirklich dauerhafte Substanz habe.

Ich bekam zu dieser Zeit eine Unterstützung durch die Sozialdemokratie. Im Spätsommer 1938 lernte ich meine zukünftige Frau kennen, eine österreichische Emigrantin. Dadurch, daß ich erklärte, sie sei meine Verlobte, rettete ich sie davor, nach Frankreich abgeschoben zu werden. Ich wußte, daß damals die französische Armee in einem solch schlechten Zustand war, daß sie keinem wirklichen Angriff von seiten der Deutschen standhalten konnte. 1939 ging ich dann zur Fremdenpolizei, um die Heiratsgenehmigung zu erhalten. Wir waren beide staatenlos. Meine Frau sollte sich einen deutschen Paß besorgen, also ging sie zum deutschen Konsulat. Nach einer Frist bekam sie eine Antwort, adressiert an Fräulein Sarah Elisabeth Schulz, denn sie war Halbjüdin. Sie schrieb zurück, daß sie eine Nachricht mit ihrem richtigen Namen wünsche, sie habe bereits zwei jüdische Vornamen, die würden ihr genügen. Daraufhin wurde sie prompt ausgebürgert. Das wollten wir. Allerdings erhielten wir trotzdem nicht die Erlaubnis zur Heirat. Die Leiterin der Zentralstelle für Flüchtlingshilfe sagte etwa ein Jahr später einmal zu mir: "Sehen Sie Herr Paeschke, Sie sind ein deutscher politischer Flüchtling. Wir können

einfach nicht zulassen, daß Sie eine Jüdin heiraten." Bei Bernoullis hatte ich im Gespräch ein ähnliches Erlebnis. Dort sagte man mir: "Daß Sie und Ihre Mutter fliehen mußten, ist ja sehr bedauerlich. Aber wo gehobelt wird, da fallen Späne. In Deutschland fahren die Züge heute wieder pünktlich, die Gemeindefinanzen sind in Ordnung usw." Meine Einwände gegen diese Behauptungen spielten keine Rolle. Auch diese Leute erlagen der Suggestion des Nationalsozialismus. Ich habe erlebt, daß man in Straßburg kein Französisch lernen konnte, weil die Leute nicht französisch zu sprechen wünschten. Die Elsässer fühlten sich nicht als Franzosen. Später habe ich allerdings festgestellt, daß die Lothringer und Elsässer auch nicht zu Deutschland gehören wollten, sie wollten wohl eine zweite Schweiz sein.

Ich bin in der Schweiz von Anfang an politisch tätig gewesen, das zeigen ja die vorliegenden Akten. Ich arbeitete grobenteils publizistisch. Ich habe außerdem versucht, die Kontakte nach Deutschland nicht zu verlieren. Ich habe alle deutschen Zeitungen, die für mich erreichbar waren, gekauft und gelesen. Ich ließ mir auch Zeitungen aus Deutschland schicken. Unter dem Titel Alltag im Deutschen Reich schmuggelte ich - meist auf Klopapier über Zugaborte - Zeitungsausschnitte nach Deutschland. Wohin sie gingen, wußte ich nicht, erfuhr aber von Emigranten, daß sie in Deutschland angekommen waren, auch vervielfältigt wurden. Das lief nicht über den sozialdemokratischen Apparat. Die Sozialdemokraten konnten damals nicht effektiv illegal tätig werden, sie waren zu sehr enttäuscht und geschlagen. Die Kommunisten waren moskauverseucht. Der Hans Valentin sagte mir eines Tages, er habe einen illegalen Kommunisten in seinem Bekanntenkreis, der Mitglied des ZK sei und mit mir Kontakt aufnehmen wolle. Ich lehnte ab. Er kam wieder und sagte, daß es sich um die Arbeit für eine Einheitsfront handle. Ich lehnte wieder ab, weil ich wußte, die Einheitsfront würde kommunistisch sein. Der Kommunist drängte trotzdem darauf, mit mir zu sprechen. Ich unterhielt mich mit Friedrich Adler über die Sache. Wir einigten uns auf die Formel, daß die Komintern erst eine klare Erklärung abgeben müsse, die internationale Arbeiterbewegung dürfe und könne nicht ein Mittel der russischen Außenpolitik sein. Das müsse die Komintern erst veröffentlichen.

Daraus entstand das Memorandum: Die Wirkung der Internationale, eine Vereinigung der II. und III. Internationale, auf Deutschland. Der Kommunist kam. Als Illegaler hatte er keinen Namen. Ich nannte ihn Markus. Er sagte mir, daß er oft nicht mehr wisse, wo er unter welchem Namen liefe. Das war das "Gesellschaftsspiel" der Kommunisten. Wenig später teilte er mir mit, er werde durch einen anderen Agenten abgelöst. Das kam mir komisch vor, denn soviel wußte ich, obwohl ich mich in illegaler Arbeit nicht auskannte, daß das nicht üblich ist, Unterhändler zu wechseln.

Dann kam die mit meinem Schutz betraute Polizei. Das war das berühmte Büro H.F. Die teilten mir mit, daß ich in Gefahr sei. Sie fragten mich, mit wem ich außerhalb meines Kreises zusammengekommen sei. Ich leugnete, mich mit jemand getroffen zu haben. Sie warnten mich, daß sie seit sechs Wochen verstärkten Dienst hätten, weil schon einmal ~~in dem~~ etwas los gewesen sei, sie hätten aber den Kerl nicht erwischt.

"Was genau geplant ist, wissen wir auch nicht, aber wir haben bei einem Mann, der Nationalsozialist ist, ein Taschenbuch gefunden, in dem auch Ihre Adresse ist," erzählten sie mir. Hinter dem Namen sei auch ein Zeichen gewesen, also wolle man sich meiner wohl bemächtigen. (Der eine Beamte hieß Stier.) Die ganze Geschichte spielte sich etwa Januar/Februar 1935 ab, keinesfalls später. Ich beriet mich mit meinen Freunden, und wir alle waren der Meinung, daß wir der Polizei vorläufig nichts sagen sollten. Ich traute der Polizei noch nicht so recht.

Danach traf ich eines Tages auf der Straße einen Dr. Schön-lank, einen Vetter von Bruno Schön-lank, der als Ohrenarzt in der Schweiz tätig war, noch einen deutschen Paß besaß und - falls erforderlich - auch das Eiserne Kreuz angesteckt hatte. Er wollte, daß ich ihm behilflich sei, für seinen Onkel namens Rosenbaum (?) in Genf Reichsbahnaktien aus Deutschland herauszubekommen. Ich sagte, daß ich das nicht könne. Ich versprach, demjenigen, der mir als geeignet in nächster Zeit über den Weg laufen würde, mit seiner Erlaubnis seine Adresse anzugeben, dann könne er mit den Leuten ausmachen, was er wolle. Ich traf danach ein schweizer Ehepaar, die in Pommern eine kleine Fabrik gehabt haben, sie dann aufgaben und nun dabei waren, die Sache finanziell zu liquidieren.

Schönlank wollte aber, daß ich bei den kommenden Verhandlungen dabei sein sollte. Ich ging hin und traf dort einen Herrn mit einem dunklen Vollbart, dessen Namen ich aber nicht richtig verstehen konnte. Ich hielt ihn zunächst für Rosenbaum. Nach den Verhandlungen sagte er, er heiße Stein-Claudi. Dann richtete er sich an mich mit den Worten.: "Ja, Herr Paeschke, Sie sind sehr interessant. Stellen Sie sich vor, ich telefoniere fast jede Nacht mit Richter (Gruppenführer in München?) ihretwegen." Ich wollte wissen, was man von mir erwarte. Darauf meinte er nur, mein Kopf müsse weg. Das war für mich das Zeichen, mich endlich mit der Polizei zusammenzutun. Ich ging zum Büro H.F. und fragte, ob man dort einen gewissen Stein-Claudi kenne. "Hat der sich an Sie herangemacht?" kam es zurück. Ich erfuhr dann, daß dieser Mann, ein Schweizer, verheiratet mit der Tochter des Ritters Claudi aus Österreich, offenbar in ärmlichen Verhältnissen lebe und sich von deutschen Stellen als Spitzel aushalten ~~laßt~~^{läßt}. Er wollte mich nicht ausliefern, sondern auf diese Art wohl warnen. Ihm ging es nur ums Geld der Deutschen, nicht um effektive Dienste. Die Polizei vermutete allerdings, daß nicht nur Stein-Claudi auf mich angesetzt worden sei.

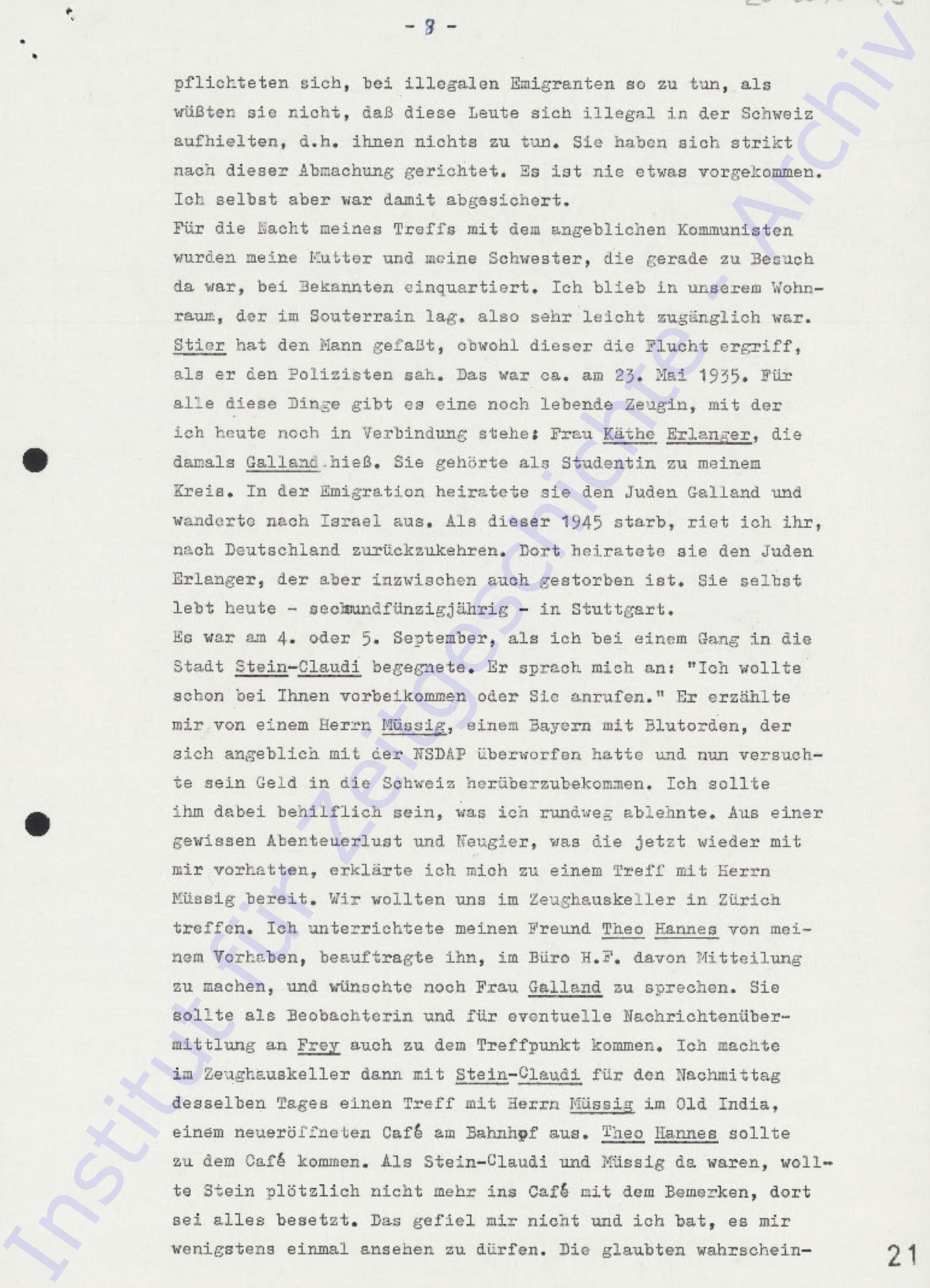
Wenig später kam Markus mit dem angekündigten anderen Unterhändler. Wir gingen fort, der eine ^{Sp}itzel rechts, der andere links und ich in der Mitte immer einen Schritt zurück. So konnte ich sehen, wie sie sich im Laufe des Gesprächs - sie wollten meine Verbindungen nach Deutschland erfahren, ich log ihnen etwas vor - Blicke zuwarfen. Beim Abschied erklärte mir der Nachfolge-Unterhändler, daß er bei seinem nächsten Besuch ein Bärtchen tragen werde. Ich betonte noch einmal, daß ich an weiteren Unterhandlungen gar nicht interessiert sei, solange die Komintern nicht ihre Erklärung abgegeben habe. Ich deutete auch an, daß die beiden mir für so weitreichende Verhandlungen doch nicht wichtig genug erschienen. Ich fügte noch hinzu, wir könnten uns das nächste Mal ja auch im Wald treffen.

"Ja natürlich, warum nicht im Wald, da singen die Vögelein, die Blumen blühen und denn kriegste keinen kalten Arsch mehr." Die Formel kannte ich von den Fememördern, der Idiot natürlich nicht. Ich erzählte die Geschichte ~~dem~~ Frey und Stier vom Büro H.F. Wir haben dann ein Abkommen geschlossen. Ich sollte der Polizei jede Person melden, die neu bei mir auftaucht, und zwar mit Namen und allem sonstigen, was ich wußte. Sie ver-

pflichteten sich, bei illegalen Emigranten so zu tun, als wüßten sie nicht, daß diese Leute sich illegal in der Schweiz aufhielten, d.h. ihnen nichts zu tun. Sie haben sich strikt nach dieser Abmachung gerichtet. Es ist nie etwas vorgekommen. Ich selbst aber war damit abgesichert.

Für die Nacht meines Treffs mit dem angeblichen Kommunisten wurden meine Mutter und meine Schwester, die gerade zu Besuch da war, bei Bekannten einquartiert. Ich blieb in unserem Wohnraum, der im Souterrain lag, also sehr leicht zugänglich war. Stier hat den Mann gefaßt, obwohl dieser die Flucht ergriff, als er den Polizisten sah. Das war ca. am 23. Mai 1935. Für alle diese Dinge gibt es eine noch lebende Zeugin, mit der ich heute noch in Verbindung stehe: Frau Käthe Erlanger, die damals Galland hieß. Sie gehörte als Studentin zu meinem Kreis. In der Emigration heiratete sie den Juden Galland und wanderte nach Israel aus. Als dieser 1945 starb, riet ich ihr, nach Deutschland zurückzukehren. Dort heiratete sie den Juden Erlanger, der aber inzwischen auch gestorben ist. Sie selbst lebt heute - sechsfünzigjährig - in Stuttgart.

Es war am 4. oder 5. September, als ich bei einem Gang in die Stadt Stein-Claudi begegnete. Er sprach mich an: "Ich wollte schon bei Ihnen vorbeikommen oder Sie anrufen." Er erzählte mir von einem Herrn Müssig, einem Bayern mit Blutorden, der sich angeblich mit der NSDAP überworfen hatte und nun versuchte sein Geld in die Schweiz herüberzubekommen. Ich sollte ihm dabei behilflich sein, was ich rundweg ablehnte. Aus einer gewissen Abenteuerlust und Neugier, was die jetzt wieder mit mir vorhatten, erklärte ich mich zu einem Treff mit Herrn Müssig bereit. Wir wollten uns im Zeughauskeller in Zürich treffen. Ich unterrichtete meinen Freund Theo Hannes von meinem Vorhaben, beauftragte ihn, im Büro H.F. davon Mitteilung zu machen, und wünschte noch Frau Galland zu sprechen. Sie sollte als Beobachterin und für eventuelle Nachrichtenübermittlung an Frey auch zu dem Treffpunkt kommen. Ich machte im Zeughauskeller dann mit Stein-Claudi für den Nachmittag desselben Tages einen Treff mit Herrn Müssig im Old India, einem neueröffneten Café am Bahnhof aus. Theo Hannes sollte zu dem Café kommen. Als Stein-Claudi und Müssig da waren, wollte Stein plötzlich nicht mehr ins Café mit dem Bemerkung, dort sei alles besetzt. Das gefiel mir nicht und ich bat, es mir wenigstens einmal ansehen zu dürfen. Die glaubten wahrschein-



lich, ich hätte dort meine Leute und wolle sie benachrichtigen. Ich machte dann den Vorschlag, in eine Bahnhofswirtschaft zu gehen und wußte, sie würden "Erster Klasse" vorschlagen, was sie auch taten. Ich hütete mich, an den mir verdächtig erscheinenden wartenden Autos vorbeizugehen. Im Lokal hängte ich meine Sachen so, daß ich einmal das ganze Lokal durchqueren mußte. Ich beobachtete, daß die beiden Herren sehr unsicher waren. Wir beredeten die Devisenfrage. Ich erklärte, nicht helfen zu können. Wir gingen. Draußen sah ich dann einen Wagen mit schlesischer Nummer. Das gab es in Zürich nie. Ich verabschiedete mich und machte, daß ich heimkam. Inzwischen hatte mich Käthe Galland gesucht. Ich ging sofort wieder aus dem Haus, da kam sie mir aber schon entgegen, zog mich in die nächste Telefonzelle und rief Frey an, um ihm mitzuteilen, daß ich noch in Zürich sei. Ich riet, den schlesischen Wagen zu suchen. Als ich ins Büro H.F. kam, erzählte mir Frey, Hannes sei heulend dort angekommen, er habe sich verspätet und mich verpaßt. Ich antwortete: "Wenn Ihr dagesen wärt, wäre ich in den Wagen eingestiegen, schon damit wir das Pack gekriegt hätten." Den weißen schlesischen Wagen erwischten sie nicht. Zumindest war dies aber der letzte Versuch, mich zu kidnappen. Später erfuhr ich, daß sich der Gauleiter von Schlesien persönlich um mich bemüht hatte.

Es ist nach 1918 sicherlich durch den Versailler Vertrag vieles falsch gemacht worden gegenüber Deutschland, aber so schlimm, wie Hitler es später dargestellt hat, war es auch nicht. Es langte allerdings gerade zu der entsprechenden Propaganda. Außerdem hatte Hitler das Glück, immer dann, wenn er nicht mehr weiter wußte, von den anderen ein "Geschenk" zu erhalten.

Meine "Gruppe" war eigentlich keine Gruppe. Sie war sehr weit verzweigt, ohne parteipolitisch gebunden zu sein. Auswärtiges Amt, Wehrmacht, Wirtschaftsministerium und noch viele Leute, die ich überhaupt nicht kenne, waren mit Nachrichtenübermittlung etc. beteiligt. Der Kreis war auch nicht fest gefügt, die Leute wechselten. Als sich allerdings die Sekretärin von Goebbels darum bemühte, mit meiner Schwester Kontakt zu bekommen, angeblich um mitzuarbeiten, wußte ich, daß irgendwo ein "Loch" sein mußte. Ich riet meiner Schwester damals, sich dumm zu stellen. Meine Schwester hatte sowieso Schwierigkeiten, sich in Deutschland über Wasser zu halten. Sie besaß einen Ausweis, den sie regelmäßig bei Stellensuchen vorzeigen mußte, in dem Stand, daß sie eine Staatsfeindin sei. Nahm man sie, war es gut. Sie wechselte

daher öfters die Stelle. Eines Tages bekam sie ein Telegramm vom Reichsverband deutscher Zeitungsverleger, sie solle sich vorstellen. Die wollten sie trotz ihres gefährlichen Ausweises. Wir haben immer gedacht, daß irgendjemand dafür von uns eine Gefälligkeit erwiesen haben wollte, aber es ist nie jemand gekommen. Genauso ging es der Tochter des ehemaligen Reichsarbeitsministers Wissell. Sie war vom Wirtschaftsministerium angestellt worden. Meine Schwester hatte die katholische Presse auf antinazistische Propaganda hin durchzugehen. So konnte sie immer dann, wenn wirklich Meldenswertes vorlag, die Leute warnen, zum Teil persönlich. So wurde verhindert, daß ^{in Zürich} ~~der~~ ^{Verlag} Orell-Füssli- und der Rascher-Verlag in deutsche Hände kamen. Diese Verlage ließen alles in Deutschland drucken. Als Deutschland mehr Devisen brauchte, ~~aber~~ ^{und} kein Kapital mehr ins Ausland gehen lassen wollte, drohten ~~diese Verlage~~ ^{sie} einzugehen, weil sie zu viel Kapital in Deutschland investiert hatten. Für Rascher ist damals Brown, Boveri & Co. eingesprungen.

Das Büro H.F. (Hüni & Frey) hat mit Haus^aermann nichts zu tun. Hüni und Frey waren damals nur Polizeiwachtmeister. Haus^aermann ist eine mehr private Organisation in St. Gallen. Mit ihr hatte ich nichts zu tun. Das Büro H.F. ist aus der Züricher Stadtpolizei zur Überwachung der Emigranten entstanden und wurde der Bundespolizei unterstellt. Frey lebt noch (76 Jahre?).

Ich habe nie bei der Deutschen Freiheit publizistisch mitgearbeitet. Kann sein, daß ein einziges Mal ein Artikel von mir dort erschienen ist. Dagegen habe ich Verbindung zur SAI gehabt. Ich habe aber nicht bei Flugblattaktionen zum Aufbau einer illegalen SPD mitgewirkt. Ich halte nichts davon, daß man versucht, ein totalitäres Regime mit illegalen Organisationen zu unterwandern. Wichtiger fand ich, dem Deutschen Reich die Goldreserven abzunehmen (durch Devisen-schmuggel etc.), da habe ich auch mitberaten. Erst wenn die Leute im Land sich von selbst gegen die Tyrannei zusammenballen, dann kann eine vorbereitete Organisation von Nutzen sein.

Die Anklage von seiten Hans Oprechts und Kaegi-Fuchsmanns sowie ihren Verlauf, der ja mit einem Freispruch für mich endete, können Sie aus den Akten erfahren.

Erinnerungen an Bruno Schön-
lank, ~~1912~~ 1912

24 - 30

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

C a r l P a e s c h k e

Erinnerungen an Bruno Schönlanek
=====

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 4902/72	Best. ZS 2078
Rep. /	Kat. 120

- 1 -

Es war irgendwann im Dezember 1933. Ich wohnte damals im Hause Orellistrasse 70, dem ^{em} einzigen Wohnhaus in dieser Strasse, wenn man sie überhaupt als Strasse bezeichnen kann. Jetzt ist das Grundstück der Susenbergstrasse eingefügt. Nun vermag ich heute nicht zu sagen, ob Bruno Schönlanck damals bei uns erschien oder ob ich ihn in der nahen Krähbühlstrasse traf. Jedenfalls spielte sich unser Wiedersehen auf dem Zürichberg ab.

Bruno Schönlanck war krank. Er litt an einer Erkältung. Und Tatsache ist, dass ich ihn in seiner Unterkunft aufsuchte. Es war noch ein mehr oder weniger ländlicher Betrieb, gelegen an der Bergseite der Krähbühlstrasse. Da lag der Dichter Bruno Schönlanck schlicht und einfach auf einem Heuboden. Ein Bettlaken, ein oder zwei Kissen und ein paar Decken waren da. Das einzige Licht fiel durch die beiden offenen Türen oder Tore in den Raum, und zu erreichen war er durch eine solide Treppe.

Wie Bruno dort landen konnte - ich habe es nie richtig erfahren können. Jedenfalls musste etwas geschehen. Der Sekretär der Sozialdemokratischen Partei versprach, sofort etwas zu unternehmen. Die Organisationen, die sich damals der zum Teil mittellosen Flüchtlinge aus Deutschland annahmen, konnten die nicht sehr zahlreichen ersten Verfolgten ohne grosse Schwierigkeiten unterbringen. Im diesem Falle sprang zuerst einmal - denn Hilfe tat in diesem Falle not - Bruno Schönlancks Vetter Dr. Werner Schönlanck ein. Wie es dann mit der Unterkunft weiterging weiss ich nicht.

Und so - höchst dramatisch, zu mindest aber sehr ungemütlich, begann unsere gemeinsame Emigrationszeit.

Das Vorher? Das: Seit wann kannte ich ihn?

- 2 -

Es muss im Jahre 1925 gewesen sein. Ort der Handlung war eine - die? - Generalversammlung der Deutschen Liga für Menschenrechte. Wie immer eine Versammlung voller Gegensätze, Reden und Gegenreden, Resolutionen und Gegenresolutionen und dabei doch eine Einheit im Bestreben, den Menschenrechten zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Das Bild dieses meines ersten Zusammentreffens mit Bruno Schönlanek ist etwas undeutlich. Ein Begriff war er mir. Einige seiner Gedichte hatte ich gelesen. Jedenfalls ist das Bild aus der Zeit, die heute fast ein halbes Jahrhundert zurückliegt freundlich, im Ganzen sicher beeinflusst durch den Eindruck des Sich-immer-wieder-Treffens in Zürich. Während meiner Zeit in der Redaktion des "Volksblatt für Spandau und das Havelland" erlebe ich ihn bei mir in der Redaktion um die Jahreswende 1926/27. Ich kann einige Gedichte von ihm für den Abdruck erwerben. Ich kann das auch weiterhin in Landsberg und schliesslich in meiner letzten Zeit in Deutschland, in Schlesien. Und hier wird er Ursache eines argen Konfliktes mit der Geschäftsleitung. Wir - Bruno und ich - trafen uns im Anschluss an die Beisetzungsfeierlichkeiten für Hermann Müller, dem letzten sozialdemokratischen Reichskanzler, in Berlin. Bruno hatte etwas auf dem Herzen und schliesslich gestand er, was ihn drückte. Ich hatte ihm sein letztes Gedicht schlecht bezahlt. Nun hatte ich als Redakteur meinen Etat für die Honorare. Er war - wie es sich bei der katastrophalen Wirtschaftslage verstand, nicht hoch. Da ich nun so ziemlich alles schrieb was in meinem "Der Proletarier aus dem Kulengebirge" erschien, konnte ich meine wenigen Mitarbeiter anständig bezahlen und ~~macht~~ ^{tat} das auch. Ich weiss nun nicht mehr, um wieviel der Geschäftsführer meine Anweisung einfach gekürzt hatte. Es

wird, vom Heute gesehen, eine lächerliche Summe ^e gewesen sein.
 Es gab, als ich nach Langenbielau zurückkam, ^(mit einer) einen Krach, ~~was~~
 Beschwerde bei der Pressekommission und Bruno bekam sein Geld.
 Denn schliesslich: Ich hatte eine gute Zeitung zu machen, und der
 Geschäftsführer hatte das dafür notwendige Geld zu beschaffen.

[Zürich - die Emigration in der Schweiz - das war ein Kapitel
 für sich. Das Gros der Emigranten war mittellos. Arbeiten war
 verboten. Und damit dies wirklich nicht geschah ^{wurden} ~~waren~~
~~Scharen~~ ^{Scharen} von Leuten angestellt, die uns überwachen mussten, da-
 mit wir ja nicht die Todsünde des Arbeitens begingen. Auch
 das Veröffentlichens eines Gedichts, eines Feuilletons oder
 eines Artikels war eine Todsünde. Gab es doch Lehrer, Pfarrer,
 Akademiker, Pensionäre genug, die sich mit der Feder oder der
 Schreibmaschine ein zusätzliches Einkommen verdienten.

[Es half Bruno Schönlanck nichts, dass er in deutschsprachigen
 Raume ein bekannter Arbeiterdichter war. Es verhalf ihm nur
 zu Einladungen, etwa zu einem Nachessen, oder zu einen Sonntag-
 nachmittagskaffe und Ähnlichem.

An sich war er besser gestellt als etwa ich. Er hatte nahe
 Verwandten, die in Zürich lebten. Beide waren Vettern und beide
 waren Aerzte. Dr. Werner Schönlanck erwähnte ich schon. Er war
 ein aufgeschlossener Mann, war Mitglied der Sozialdemokratischen
 Partei der Schweiz und setzte so die sozialistische Tradition
 der Schönlancks fort. Bei aller Aufgeschlossenheit und allem
 guten Willen war er aber das, was man "Versager" nennt. Im
 Laufe der Jahre kam es so, dass dieser Vetter, selbst wenn er
 Bruno Schönlanck helfen wollte - er wollte es sehr bald nicht
 mehr - es auch gar nicht konnte. Sein erfolgreicherer Bruder
 war Spezialarzt für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten und

galt als ausgezeichnete Fachmann. Weltanschaulich hatte er sich völlig anders als sein Bruder entwickelt. Er hatte noch bis in die Kriegszeit hinein seine deutsche Staatsangehörigkeit; und Leute die es wissen mussten wussten zu erzählen, dass er während und nach dem ersten Weltkrieg mit dem Eisernen Kreuz geschmückt durch die Gassen wandelte. Ähnliches wurde allerdings auch von seinem Bruder erzählt, der sich aber sehr bald wandelte. Nun - wie dem auch sei: Diese beiden Vettern werden von mir nur erwähnt, weil sie immerhin einen gewissen Schutz oder Stütze in einer absolut ablehnenden Umwelt darstellen konnten. Rein menschlich gesehen war es verständlich, dass die zwei Vettern ihren aus Deutschland geflüchteten Vetter nicht haben wollten. Bruno wollte sie übrigens auch nicht.

[Der Dichter, der seinerseits in früher Jugend die sogenannte Bürgerlichkeit seiner Familie abschüttelte und Arbeiter werden wollte - einerseits und die das gehobene deutsch-jüdische Bürgertum präsentierenden Akademiker andererseits, deren Gehabe und Getue und dann der auf Formen nichts gebende Dichter andererseits - das ging einfach nicht.

Vom Standpunkt unserer Gesellschaft war er - wie das Werner Schönlink einmal sagte: ein Schlawiner. Aber war er es nicht auch?

Als ich mir überlegte, wie ich meine Kenntnis von Bruno Schönlink formen, wie ich den Menschen allgemeinverständlich darstellen könnte, tauchte in meinem Brinnern Jacob Haringer auf.

Ich weiss nicht, ob sie einander gekannt haben. Wahrscheinlich nicht. Ich könnte mir vorstellen, ^{das} wir drei jetzt an einem Tische sässen und ich sagte: Wenn man Euch Beide in der Gesellschaft der ersten zwei Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts ~~...~~

einer Nachwelt verständlich machen wollte, müsste man euch zusammen nennen. Während ich dies niederschreibe, weiss ich, dass beide es ablehnen würden, ^{sich} als ähnlich oder ^{ab} gar gleich zu empfinden.

Beiden gemeinsam ist, dass sie sich in einer abgestuften Gesellschaft nicht als hier-dort oder dorthin gehörend einstufen liessen. Jacob Haringer kommt aus einem Milieu, das wir als Grenze zwischen Kleinbürgertum und Proletariat setzen können. Er war nirgends zu Hause und empfand sich unzweifelhaft als Oesterreicher und Bayer. Innerlich zerrissen und am Leben verzweifelnd suchte er bald hier und bald dort Halt, wechselte seinen Namen, zeichnete seine Gedichte bald so, bald anders, unternahm immer wieder verzweifelte Versuche in die erstrebte wohlhabende Schicht aufzusteigen und liess sich dann in ein Nichts fallen. Bruno Schönlanke wollte anfangs Proletarier sein und blieb doch immer Bürger, den man auch, wie er auch erscheinen mochte, den Bürger ansah. Er legte gar keinen Wert auf standesgemässe Kleidung und war doch immer angezogen.

Wenn ich es recht bedenke, weiss ich von dem Alltag Haringers, den ich gar nicht oft gesehen und gesprochen habe, mehr als von dem Alltag Bruno Schönlanke's. Werke Schönlanke's las ich, wenn sie erschienen waren. Werke Haringers lagen viele Jahre in Schachteln und Kistchen gestopft in meinem Heim in der Hadlaubstrasse, bis ich sie eines Tages weitergeben konnte.

Während das Leben Haringers bis etwa 1943-1944 gleich einem offenen Buche vor mir lag, vermag ich das von dem Leben Bruno Schönlanke's nicht zu sagen, obwohl er oft bei mir war und wir uns auch viel über Persönliches unterhielten.

Er hatte grosse Schwierigkeiten, seine Frau und seine Tochter aus Berlin nach Zürich zu bekommen. Welcher Art diese Schwierigkeiten waren, weiss ich nur zum Teil. Jedenfalls gelang es ihm, bald eine Wohnung für sich und seine ~~K~~ Familie zu erhalten, wie er überhaupt viele mehr oder weniger schnell wechselnde hilfsbereite und aufgeschlossene Freunde hatte. Aber es gab da - soweit ich das beobachten konnte - nicht immer, aber oft eine Scheidewand. Er hatte viele dieser Freunde ^{helfen} allein. Und er sprach nicht darüber. Ich vermag nicht zu sagen: Wann und dann war er bei uns und kam von dem und dem; und ich vermag auch nicht zu sagen, wohin er ging, wenn er sich von uns verabschiedete. Und dies alles bei einem aufgeschlossenen, freundlichen Wesen. Ich kenne aus seiner Emigrationszeit einige

seiner sehr schönen Märchen, die er in einer Veranstaltung der Kulturgemeinschaft der Emigranten in Zürich vorlas und selbstverständlich sein Bündchen "Lass Brot mich sein". Als dann nach 1945 sich nach und nach die Fesseln lockerten, mit denen eine übermäßige Bürokratie uns vom wirklichen Leben fernhielt, lockerte sich Bruno Schönlanke's Verschlossenheit. Er zeigte mir die Entwürfe zu den Illustrationen für "Mein Tierparadies - Artemis-Verlag", und in dem letzten Lebensjahrzehnt, das ihm noch beschieden war, vielleicht auch schon etwas früher, erzählte er auch von seiner Familie, besonders von seiner Tochter und von einigem Aerger, den er mit den ~~ihnen~~ lieben Genossen hatte. Der alternde, etwas kränkelnde Freund streifte den Panzer ab, mit dem er sich gegen eine böartige Umwelt so gut oder so schlecht es ging, geschützt hatte, er wurde der, der er wirklich war, ein offener, fröhlicher Mensch.

Mein letztes Zusammentreffen mit ihm berichtet mein Kalender. Wir trafen uns in der Bahnhofstrasse, in der Nähe vom Musikhaus Hug. Es war föhlig und wir schrieben ~~am~~ Sonnabend, den 30. Januar 1965. Es war vormittags. Er wollte nach Hause und ich strebte dem Mövenpic zu, in dem ich essen wollte.

Und das war unser Abschied für die Ewigkeit.

Aseona, den 30. August 1972

Wassilke

sign.: C. Paeschke